

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 16

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

21. April

Weg und Ziel.

Don Cilian Degen, Bern.

Was ist das Leben?
Ein glückloses Ringen —
Ein Kämpfen und Streben,
Das Glück zu erzwingen!
Ein ewiges Leiden —
Ein Wünschen und Sehnen
Und still Sichbecheiden
In Schmerzen und Tränen!

Ein quälend' Verlangen
Nach Frieden und Wahrheit —
Ein rastloses Bangen
Nach himmlischer Klarheit —
Und hast du's errungen;
Das Schicksal bezwungen,
Willst müde vom Streiten
Zur Ruh dich bereiten —

Geht still als Geleite
Der Tod dir zur Seite —
Mit freundlichen Händen
Dir Frieden zu spenden —
Und schenkt in der Ferne
Der ewigen Sterne
Dir himmlische Klarheit
Aus ewiger Wahrheit!

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

2

Langsam und sorgfältig schrieb Sepp. Dennoch tat er oft des Guten zu viel im Lobe Lis' und mußte streichen und ändern und zuletzt einen neuen Bogen nehmen. Er mühte sich, als notwendiges Gegengewicht von ihren Fehlern zu reden und berichtete, daß sie sich, seit sie in der französischen Schweiz gewesen und Manieren gelernt habe, nicht mehr wie ein Dorfmadchen benehme. Er berichtete, wie die Mutter Marei sie tadle darob und wie der Schmied sich plagen müsse mit neuen Kleidern, die das Mädchen ihm abbettle, von Farben, wie kein Mensch sie trüge. Und wie die Schulmädchen über Lis' Hüte lachten. Aber um der Gerechtigkeit willen müsse Sepp bekennen, daß diese Hüte ihr gut stünden. Sie sehe aus wie eine Stadtdame. Und noch anderes erzählte Sepp.

Daß der Schulmeister, der neue, sich angeboten habe, mit Lis Französisch zu treiben, damit sie es nicht vergesse. Sepp sprach es aber deutlich aus, daß er an diesen faden-scheinigen Grund nicht glaube, sondern daß er vermute, daß der Schulmeister, der ein junger und hübscher Mann sei, ihr auf diese französische Weise näher zu kommen trachte.

Sepp wußte viel, für einen Waldhüter merkwürdig viel. Aber von der Liebe wußte er rein nichts. Nie war er verliebt gewesen, nie in seinem Leben verlobt oder gar verheiratet. Die Frauen waren ihm so gleichgültig, daß er kaum zu unterscheiden vermochte, ob sie hübsch oder häßlich waren.

Es war manch eine den Wiesenweg entlang getänzelt, der zu seinem Häuschen führte, und war wieder weggetänzelt. Aber es gelang keiner, Sepp seiner Einsamkeit ab-trünnig zu machen. Es war daher begreiflich, daß er, weil er von der Liebe nichts verstand, auch von der Eifersucht nichts wußte. Er hatte keine Ahnung davon, daß er mit seinen Berichten Martin einen Stachel in die Seele trieb, der bald an nichts anderes mehr dachte als daran, wie Lis mit dem neuen Schulmeister Französisch lernte. Möchte Martin Geometrie oder Naturwissenschaft betreiben, immer sah er den Schulmeister vor sich, wie er Lis die verfluchte Sprache beibrachte. Martin lief, so oft er konnte, in die Wiesen hinaus. Doch wuchs dort die Sehnsucht nach Lis. Er arbeitete noch mehr als sonst, es wollte auch das nicht helfen. Alles, was ihn sonst gefreut, trat vor dem einen beärgtigenden Gedanken zurück.

Die Briefe Sepps erwartete er mit Sehnsucht und Bangen. Er überflog rasch, was etwa vom Wald darin stand und vom Schnitzeln und Sammeln und von den Leuten im Dorf, um endlich da zu landen, wo er Lis' Namen entdeckte.

Nicht einmal singen mocht' er mehr. Seine Stimme hatte sich groß und klangvoll entwickelt und seine Lehrer waren längst auf sie aufmerksam geworden. Sie ermunterten ihn, sie bei Cesare Bianchi, dem berühmtesten Gesanglehrer der Gegenwart, der sich aus der Weltstadt, die seinen Namen

groß gemacht, in die Stadt am See zurückgezogen hatte und nur noch wenige Schüler annahm. Martin ließ sich endlich widerwillig überreden und suchte den Meister auf.

Als er das wundervolle, weiße Haus gefunden, das Bianchi bewohnte, wurde Martin vom Diener in das Gartenhaus gewiesen. Es stand in einem wilden, von Blumen und Gestrüpp überwucherten Garten. Das Zimmer mit den beiden Flügeln, in dem der Meister seine Stunden erteilte, lag zu ebener Erde und die roten Rosen hingen ihm in die Fenster. Sonnenblumen standen davor. Ein zahmer Star flog ein und aus, unbekümmert seine Spuren zurücklassend. Hielt der Vogel auch den Flügel, an dem der Meister saß, nicht heilig, so sprang Bianchi mitten im Spielen auf und tilgte, was überflüssig war.

Ein zerrissenes grünes Sofa stand an der Wand. Auf einem kleinen Tisch prangte ein silbernes japanisches Tee-geräte. Musikhefte lagen überall herum. Bücher standen auf einem tannenen Bücherbrett der einen Wand entlang. Zwischen Zigaretten und Aschenschalen blühten märchenhafte Orchideen in einem milchweißen, hohen Glas.

Als Martin durch den Garten kam, da und dort festgehalten von dornigen Ranken, stand die Türe des Gartenhauses offen.

„Herein, wenn Sie zu mir wollen,“ schrie jemand. Martin sah ein kleines, mageres Männchen rauchend auf dem zerschlagenen Sofa liegen. Kohlschwarze glänzende Augen fuhrten wie Blitze über Martin hin. Unter der Türe schon begann ein Verhör.

„Name?“

„Martin Born.“

„Beruf?“

„Ich werde Schulmeister.“ Der Meister schnitt eine Grimasse.

„Was wollen Sie von mir?“

„Singen lernen.“

„Können Sie etwas?“

„Nein.“

„Gut,“ sagte das kleine Männchen, schnellte von seinem Sofa in die Höhe, warf die Zigarre ins Zimmer und setzte sich an den Flügel. „Singen Sie eine Tonleiter.“ Martin tat es. „Gut. Jetzt das da!“ Bianchi wies mit seinem langen, blutlosen Finger auf ein Musikheft. „Auch, gut. Und jetzt hier vom Blatt: Schubert, Röslein auf der Heiden.“ Als Martin das einfache Lied beendet, sprang der Meister auf, packte ihn an der Schulter und schrie mit tiefer und wilder Stimme: „Sie müssen aufs Theater, ich bilde Sie aus. Sind Sie des Teufels, mit einer solchen Stimme Schulmeister werden zu wollen?“ Er schüttelte aufgeregt an Martin herum, riß seine Brille herunter und warf sie auf das löcherige Sofa. Gleich darnach suchte er hastig und zornig nach ihr, denn er sah nichts ohne sie, schüttelte Martin noch einmal und warf sich dann wieder auf sein grünes Ruhebett.

„Sie müssen aufs Theater,“ sagte er jetzt ruhig. „Begehen Sie keine Sünde, Sie Kind.“ Aber Martin lachte. Er nahm Bianchis Reden gar nicht ernst und schüttelte den Kopf.

„Aber Mensch und Esel, der Sie sind, hören Sie nicht? Ich will Sie bilden. Ich werde Sie empfehlen.

Sie können eine Größe werden.“ Martin empfand nicht viel bei dem schönen Wort. Heim wollte er, zu Lis, in den Wald, Schulmeister sein und den Kindern von der Schönheit der Welt erzählen. Er begehrte keine Größe zu werden.

Der Meister sprang auf, höhnte und lachte und arbeitete mit Fleiß an Martin herum. Zehnmal schlug er sich aufs Knie, schwur, daß Martins Kehle Gold enthalte, mehr als alle Gebirge Maskas, und daß nur ein Narr, wie Martin einer zu sein scheine, diesen Schatz nicht hebe.

„Ich könnte es in der Stadt nicht aushalten,“ wandte Martin ein. „Mir sind ja schon die Mauern unseres Seminars ein Gefängnis. Ich passe nicht in die Stadt zwischen die vielen Menschen. Sie würde mich erdrücken.“ Da freijachte der Meister auf.

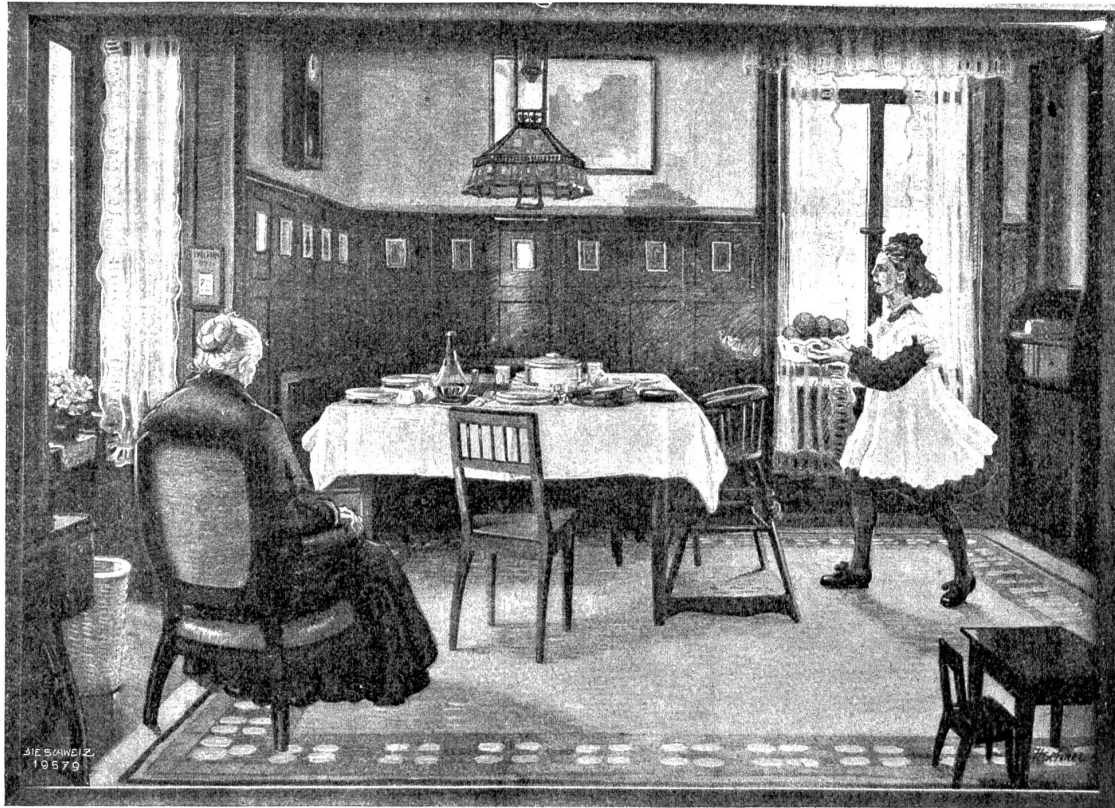
„Was erdrücken! Vergöttern würde sie Sie. Ihnen zu Füßen liegen, anbeten würde sie Sie. Millionen würde sie Ihnen in den Schoß werfen. Und die Damen! Die Damen! Mensch, mehr sage ich nicht. Kennen Sie die Damen, Kalb Gottes?“ Martin lächelte. „Lach' nicht, lach' nicht, da gibt's nichts zu lachen. Millionen sage ich! Brillanten, Lorbeer, Orden, Equipagen, Ehre, Ruhm, Liebe, Reisen . . .“

„Das ist viel zu viel,“ lachte Martin nun herzlich, denn das, was ihm der Meister mit üppiger Phantasie vorzauberte, konnte nur Scherz sein. Da warf der Stizige die Musikhefte, die zur Hand waren, hinter den weißen Kachelofen und Martins Hut hinterdrein und grölte und wetterte noch, als der junge Mensch sie mit seinem Stod längst hervorgehädelt. Der Meister jagte Martin kurzerhand fort.

Wenige Tage darnach kam ein Brief, groß wie ein Tisch, und darin stand, daß der Meister Martin Stunden geben wolle. Umsonst. Zu bezahlen, wenn er Millionär geworden. Der Schüler habe augenblicklich zu erscheinen, Martin zeigte den Brief seinem Direktor, der ihm ernstlich riet, das Anerbieten anzunehmen, es könne ihm auf alle Fälle nützen. Das tat Martin, und als er im Gartenhaus erschien, umarmte und schüttelte ihn der Musiker unter lauten Begrüßungsrufen.

„Ich hab's nicht aushalten können,“ sagte er. Da liegt eine kostbare Perle im Meer und keiner hebt sie. Irgendwo träumt Musik, und ich sollte sie nicht erlösen? Aber Mensch, Mensch, ich sage dir, lernst du nicht mit Händen und Füßen, brennt dir das Herz nicht, denkst du nicht Tag und Nacht an das, was dir Apoll geschenkt . . . ich räche die Musik an dir, denk daran! Ich morde dich, ich reiße das Gold' aus deiner Kehle und gebe es Würdigen.“ Während er herumlärmte, hatte er den einen Flügel geöffnet, die Hefte, die dort lagen, auf das Löcherisofa geworfen und die zartgrünen Vorhänge geschlossen, daß ein feines gedämpftes Licht über dem großen Zimmer lag. Dann fing er an zu spielen, daß Martins Seele wie von einem goldenen Gitterwerk umspinnen wurde. Was war das? Der kannte ja den Wald und die Sonne und das Wiesengrün, die Einsamkeit und das Heimweh? Martin wurde rot vor Freude. Er wartete gar nicht, bis der Meister geendet.

„Ich will alles lernen, was Sie wollen,“ rief er laut und hob ein wenig die Hand, als schwöre er. Der Meister nickte. Als er die langen Hände, die so gar nicht zu seinem



Karl Itschner: Der Mittagstisch.

struppigen Kopf und dem kleinen Körper paßten, von den Tasten hob, stellte er ein Heft vor Martin hin und zeigte mit dem Finger darauf.

„Sing.“ Es begann nun ein qualvolles Lernen und ein wütendes Lehren. Lob sprühte wie ein Glücksregen über Martin und Tadel überschüttete ihn wie ein Hagelwetter. Der Meister stand dann vor Zorn blaß, Martin vor Scham rot neben dem Flügel. Und immer Übungen, nur Übungen. Niemals ein Lied, keine Erholung.

„Halunke,“ schrie der kleine Mann, „so willst du mich bestehlen? Vieder willst du singen? Sing dem Teufel Vieder, nicht mir.“ Und das Gurgeln und Würgen, das Zungendrehen und Lippenspitzen, das Trillern, Atmen, das Turnen mit allen Vokalen, das Herauf- und Hinabsteigen der Skalenleiter, das Lispeln und donnernde Tönen, das Ein- und Aushauchen nahm seinen Fortgang und Martin mußte vergessen, daß es Klang und Melodie gab in der Welt.

Ein bedenkliches Toben erhob sich, als Martin für die Musik überhaupt keine Zeit mehr hatte, kaum für das Klavier, dem er ebenfalls täglich längere Zeit opferte. Bis tief in die Nacht hinein mußte er für das Examen arbeiten, die Zeit zum Essen fehlte ihm und der Schlaf wurde in seinen Ansprüchen immer bescheidener.

Die Examen kamen schwer gepanzert daher und Martin wurde in hartem Kampf Sieger über sie. Er verließ als einer der besten den Saal.

Die Abschiedsfeier war würdig und schön. Martin sang. Lautlos saßen die Zuhörer und sahen auf den schmal-schultrigen, hellhaarigen und blauäugigen Menschen, dessen jubelnde Stimme alle guten und feinen Saiten in ihren

Herzen mitzuklingen zwang. Dankend streckten sich ihm nach der Feier Duzende von Händen hin und feuerrot und beschämt von der allgemeinen Aufmerksamkeit ließ er sich die feinen schütteln.

Und nun war er wieder daheim. Und wie er es geträumt, ging er wieder Hand in Hand mit Lis durch den Wald. Sie hatte einen dicken Kranz über seine Türe gehängt. Am Fenster stand ein Käfig mit einem zahmen Eichhörnchen, das Martin mit seinen fremden Waldbaugen ansah und ohne Scheu an seinem Ärmel in die Höhe kletterte.

Als Martin und Lis sich wiedergesehen, waren sie beide rot geworden. Geschmeidig stand das bräunliche Mädchen vor ihm. Die Augen voll Sonne und den lachenden Mund voll Scherzreden ging es einher. Martin gefiel ihr wohl. Sein längliches Gesicht und seine tiefen blauen Augen waren ihr angenehm, er war gut gewachsen und sein Profil vornehm. Lis empfand stark, daß Martin anders war als sie, und gerade das lockte sie. Sie wußte sich auch sein Verstummen richtig zu deuten, wenn sie ihm lachend in die Augen sah. Doch sollte er auch nicht allzulange schweigen, denn lautlose Anbetung mochte sie nicht.

Er ging mit ihr die alten lieben Wege. Sie saß mit ihm auf den moosigen morschen Bänklein, auf denen sie als Kinder mit schwarzen und roten Beeren Apotheker gespielt.

Sie suchten den alten Sepp auf. Viel hatte Lis sich während Martins Abwesenheit nicht um ihn gekümmert, aber jetzt, da sie bei ihm war, tanzte sie so selbstverständlich in der Hütte herum und beschaute und bewunderte, was Sepp geschnitten, gesammelt und gefunden, als sei sie erst



Blick in östlicher Richtung auf die Stadt und Bai von Panama vom nahen „Ancon-Hill“ aus. Im Vordergrund links das bisherige Verwaltungsgebäude der Kanalcommission, rechts neues Beton-Reservoir, zu einem Teil der städtischen Wasserversorgung gehörend. Hinter dem Verwaltungsgebäude die neue Universität von Panama.

gestern dagewesen. Endlich aber setzte sie sich auf einen von den Stühlen, an denen Sepp jahrelang gearbeitet und mit Mühe Farrenkräuter und Mäuschen und Raben in das harte Holz geschnitten hatte, streckte ihre beweglichen Füße aus und spielte mit dem Eichhörnchen, das sich auf ihre Fußspitze gesetzt hatte. Der alte und der junge Freund fanden beide, daß das Mädchen das zierlichste und lieblichste sei, was sie je gesehen, und es schien ihnen beiden, als hätten die Sonnenstrahlen noch nie so golden auf dem Fußboden der Hütte gezittert.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Geschichte und Bau des Panama-Kanales.*)

1. Aus der Geschichte des Kanalbaues.

Die Idee, den Atlantischen und den Pazifischen Ozean durch einen Isthmischen Kanal miteinander zu verbinden, beschäftigte um 1800 herum schon den großen deutschen Forscher Alexander von Humboldt und durch dessen Anregung den allumfassenden Geist Goethes. Humboldts Meinung war, daß ein im Mexikanischen Golf einmündender, den Isthmus von Tehuantepec mit Hilfe einiger Flußläufe durchquerender Kanal das ausführbarste Projekt wäre. Mit schier prophetischem Weitblick schrieb hierüber 1827 Goethe an Eckermann: „... Alles dies ist natürlich der Zukunft vorbehalten und einem unternehmenden Geiste. Soviel ist jedoch sicher, daß, wenn es gelingt, einen Kanal vom Mexikanischen Golf nach dem Stillen Meere durchzulegen, der ganzen Menschheit, der zivilisierten wie der unzivilisierten, zahllose Wohltaten erwachsen würden. Aber es würde mich wundern, wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich die Gelegenheit entgehen lassen sollten, um ein solches Werk in ihre Hand zu bekommen...“

Goethe hatte richtig vorausgesehen. Es blieb den Nordamerikanern vorbehalten, das große Kanal-Werk zu vollenden. Zwar war durch das Vorgehen der Franzosen ein anderes Projekt in den Vordergrund geschoben worden, das nun dem mexikanischen Kanalprojekt den Rang ablief. Schon in den Jahren 1849 bis 1855 hatten 3 amerikanische Unternehmer an der schmalsten Stelle der Landenge zwischen Süd- und Mittelamerika, von Panama bis Aspinwall, der heutigen Stadt Colon, eine Eisenbahn gebaut. Der

Bau kostete Tausende von Menschenleben; die chinesischen Arbeiter wurden massenhaft durch das gelbe Fieber und die Malaria dahingerafft, so daß man sagte: „unter jeder Bahnschwelle sei die Leiche eines Chinesen begraben.“

Die Panama-Eisenbahn genügte den Verkehrsbedürfnissen nach kurzer Zeit nicht mehr. Im Jahre 1876 machte Lieut. L. N. B. Wyse Vermessungen für eine Gesellschaft, die sich von den Vereinigten Staaten von Columbia die Konzession zu einem „Panama“-Kanal erworben hatte. Diese Konzession ging dann 1879 auf die von Graf Ferdinand v. Lesseps, dem berühmten Erbauer des Suez-Kanals, gegründete französische Gesellschaft über, die den Bau eines Kanals sofort an die Hand nahm. Die gesamten Baukosten waren auf 1250 Millionen Franken und die Bauzeit auf 12 Jahre veranschlagt worden. Im Jahre 1888 machte die Lesseps'sche Gesellschaft Bankrott. Unvorhergesehene Schwierigkeiten, namentlich die enormen Opfer an Menschenleben, hatten die Kosten ins Unermessliche gesteigert. Bis 1895 wurde die Arbeit am Kanal durch einen Liquidator fortgeführt. Von da weg bis zum großen Panama-Standal hielt eine neugegründete Panamagesellschaft — jenes große Schwindel-Unternehmen — die Konzession durch kleinere Arbeiten, die aber Millionen verschlangen, aufrecht.

Schon im Jahre 1899 begannen sich die Vereinigten Staaten für das Panama-Unternehmen zu interessieren. Aber erst im Jahre 1904 ging die Konzession mit allen Installationen und Vorarbeiten um die Summe von 200 Millionen Franken auf die Regierung der Vereinigten Staaten über. Inzwischen hatte sich unter Einfluß der Union die Isthmus-Gegend durch eine Revolution von Columbia befreit und unter dem Namen „Republik Panama“ selbständig gemacht. Die neue Republik gewährte nun der Unionsregierung die gewünschte Konzession gegen die Summe von 50 Millionen Franken nebst einer jährlichen Zahlung von

*) Wir legen unserem Aufsatz das eine prächtige Uebersicht bietende, reich illustrierte Werk von alt Professor R. Z. Hilgard, M. A. S. C. E. Ingenieur-Konsulent in Zürich, zugrunde. Es betitelt sich „Ueber Geschichte und Bau des Panama-Kanales (mit 9 graphischen Beilagen und 40 Text-Abbildungen nach offiziellen Photographien). Verlag: Orell Füßli, Zürich. Preis Fr. 7.—.“